

Goldene Blumen.

Criminalroman von Champol.

(1. Fortsetzung.)

„Ja, wenn Du sie gehört hättest, Junge! Dabei hatte sie ihre Hand wieder in die meine gelegt — eine kleine Hand, zart und weich wie die eines Kindes, an deren Finger sich jedoch spitzige Nägel befanden, die sich wie Magnetkugeln in meine Hand eingruben, was ein ganz seltsames Gefühl in mir hervorrief. ... Womit soll ich nur meine Empfindungen vergleichen, damit Du Dir einen Begriff davon machen kannst? Richtig, jetzt hab ich's: als ich mich zum ersten Male im anatomischen Saale befand, während man den Leichnam eines jungen Mannes sezirte und ich seine schmale, bläuliche Hand einen Augenblick in der meinen hielt — Du kennst mich, an schwächerer Empfindsamkeit habe ich niemals gelitten, und nachdem ich seither die Todten dem Dugend nach unter meinem Messer hatte, kann ich mein damaliges Gefühl überhaupt nicht mehr begreifen — in jenem Augenblick aber war es mir, als ob die Kälte der Todtenhand in meine Adern dränge; acht Tage lang glaubte ich sie zu spüren. Und heute ging es mir gerade so, wenn auch in entgegengegesetzter Weise: ein fremder magnetischer Strom durchflutete mich, allein es war nicht der Schauer des Todes, sondern heißen, pulsirenden Lebens.“

„Während ich noch unter dem Banne dieses Gefühls stand, fuhr sie mit leiser merdender Stimme fort: „Selten nur nimmt eine Operation in diesem hohen Alter eine günstige Wendung. Kein Mensch würde sich wundern, wenn ... durch einen Zufall ... Uns allen wäre dann geholfen.“

„Endlich fing es in mir zu dämmern an. Geistesstörung konnte ich nun nicht mehr annehmen, denn ich kenne diese Krankheit genau. Aber was mir hier entgegnet, war mir ganz neu: ich bin weder Gefängniswärter gewesen, noch hatte ich mich je einem Verbrecher gegenüber befunden. „Was verlangten Sie da eben von mir?“ fragte ich, ihr scharf in's Gesicht sehend. „Meine Operation soll ich verpfussten, Ihnen zu Gefallen jemand umbringen?“

„Du glaubst vielleicht, sie habe jetzt Ausflüchte nehmen wollen? Keine Spur davon. „Warum nicht?“ antwortete sie ruhig. „Ich würde mich dankbar erweisen.“

„Dabei sah sie mich an ... Oh, mein Freund! Bis dahin hatte sie ihren Blick gefestigt gehalten; nun aber erschwar sie plötzlich wie verbannt, es war ein ganz anderes Gesicht, oder vielmehr die Augen befeuchteten sich ganz. Es war mir unbegreiflich, wie sie diese Augen nur hatte so lange verbergen können! Fast möchte ich sagen, daß sie gar nicht wie Augen aussahen, jedenfalls ist mir meiner Lebtag nichts Ähnliches vorgekommen. Denke Dir Flammen, die zu sprechen vermögen, oder Lichter, die Gedanken ausdrücken ... Doch nein, das ist nicht das Richtige. Stelle Dir zwei mit weichem, braunem Sammt ausgepolsterte Schmuckkästchen vor und darin zwei goldene Blumen ... Ja, ja, so ist es! Ganz deutlich habe ich diese runden Blumen mit ihren gelben Staubfäden in den Pupillen funkeln sehen. Ich hatte für nichts anderes mehr Sinn. Mich beschäftigte nur die Frage, ob dieselben einer Wahnsinnigen oder einer Verbrecherin angehörten, und anstatt die Polizei herbeizuholen und die Person entweder in's Gefängnis oder in eine Irrenanstalt bringen zu lassen, blieb ich gebannt und wie gelähmt auf meinem Platze sitzen. Fast hätte man an Suggestion glauben können, allein nur dem Unverantworteten und Ungeübten meiner Lage war diese Wirkung zuzuschreiben und vor allem diesen vernünftigen Augen.“

„Werden Sie meinem Wunsche willfahren?“ fragte sie mich.

„Mir blieb jedoch keine Zeit zu einer Antwort, denn es wurde an die Thüre geklopft, und, ehe ich es mich versah, waren Augen, Hand und die ganze Erscheinung verschwunden. Baptill stand vor mir und überreichte mir ein Briefchen von Sautrot. Die Fremde aber hatte sich, wohl durch die Dazwischenkunft eines Dritten erschreckt, aus dem Staube gemacht. Dieser Art schmeichelte sie sich mit der Hoffnung, mich gewonnen zu haben, vielleicht auch hatte sie sich nur die Aufgabe gestellt, mir die Nerven zu erschüttern, um meine Hand für die Operation unsicher zu machen ... Wer weiß, eine Person dieses Schlages ist zu allem fähig.“

„Und was weiter?“ fragte Vincent Gerbault auf die Lösung gespannt.

„Nun, ich öffnete also Sautrot's Brief, worin dieser mir mittheilte, daß er sich wegen eines dringenden Falles nicht an der Operation beteiligen könne; seine Hilfe sei ja auch wohl nicht unbedingt erforderlich. Da ich mich aber durchaus nicht in der richtigen Verfassung befand und die Operation sehr wohl noch aufgeschoben werden

kann so telegraphirte ich rasch entschlossen nach Bouvignat, daß ich es in Abwesenheit meines Kollegen für besser halte, die Operation erst Montag vorzunehmen.“

„Und das ist alles?“ Der Hauptmann war enttäuscht.

„Ja, alles.“

„Ist Dir denn nicht der Gedanke gekommen, das Mädchen zu verfolgen?“

„Das wäre schwer gewesen. Als ich mich von meinem Schreden erholt hatte, war sie jedenfalls schon über alle Berge. Und dann wozu?“

„Aber, ich bitte Dich, um ihren Namen und Aufenthalt zu erfahren und überhaupt herauszubekommen, was hinter der ganzen Sache steckt.“

Der peinliche Eindruck, von dem sich der Doktor endlich befreit hatte, schien jetzt auf Vincent Gerbault übergegangen zu sein, welchem seine lebhafteste Vorstellungsstärke allerlei Möglichkeiten vormalte. „Die Geschichte gefällt mir gar nicht, da ist jedenfalls die Ursache mit im Spiel, und Dein Erlebnis nur der erste Akt eines Trauerspiels. Deine Schöne mit den räthselhaften Augen scheint mir eine Intrigantin erster Klasse zu sein, die ihre Beute wohl schwerlich so leicht wieder losläßt und vor ihrem Mittel zurückschreckt. Meiner Ansicht nach solltest Du Fräulein Chaperon nach gelungener Operation vor der ihr drohenden Gefahr warnen, sonst findet man sie am Ende eines schönen Tages ermordet in ihrer Wohnung.“

„Wenn man sie so ohne weiteres hätte aus dem Leben schaffen können, so würde man mich sicherlich nicht hinzugezogen haben. Außerdem kann es sich nicht wohl um die Erbchaft handeln, denn ich weiß zufällig, daß Fräulein Chaperon aus abergläubischer Angst kein Testament gemacht hat und ihr Vermögen somit ihren beiden einzigen natürlichen Erben zufällt, einem Neffen in Indien und einer siebenunddreißigjährigen, unterthanen Nichts, die hundert Kilo wiegt und mit der heutigen Beluherin meiner Sprechstunde nicht verwechselbar werden kann. Wer weiß, ob wir es nicht doch mit dem unaufklärlichen Hirngespinnst einer Geisteskranken zu thun haben.“

Auch der letzte Rest seiner traumhaften Stimmung war jetzt bei dem Worte verfliegen, und damit erlosch auch das jugendliche Feuer, das sein schmales, spöttisches Gesicht kurze Zeit belebt hatte. Die Elbogen auf seinen Schreibtisch gestützt, fuhr er in seinem alltäglichen Tone fort: „Was geht mich übrigens die ganze Geschichte an? Warum, zum Kukud, soll ich mich hineinmischen? Ist dieses Mädchen verrückt, so soll ihre Familie sie in ein Irrenhaus stecken, und ist sie eine Verbrecherin, so ist es Sache des Gerichtes, ihre Schuld herauszufinden und sie in Gewahrsam zu nehmen. Ich werde mich wohl hüten, mir bei der Geschichte die Finger zu verbrennen ... Wir haben uns eigentlich schon zu viel damit beschäftigt.“

„Und glaubst Du auch die räthselhaften Augen so rasch vergessen zu können?“ fragte Vincent scherzend.

„Es blieb jedoch keine Zeit, den Gedanken weiter auszuspinnen — der metallische Schlag der Stauhruhr mahnte ihn an seine Pflicht. Mit einem Satze sprang er in die Höhe.“

„Neun Uhr! Alle Wetter noch einmal! Alles habe ich über diesen verabschiedeten Augen vergessen. Nun werde ich gleich auch noch zu spät auf den Bahnhof kommen!“

Ein Soldat, der seinen Zug zu veräumen sinn — von einem feierlichen Abschiednehmen konnte keine Rede mehr sein. Hastig stürzte Vincent nach seinem Wagen, ohne dem Doktor, der ihn gern begleitet hätte, Zeit zu lassen, seinen Hut zu holen.

„Bahnhof Orleans ... rasch!“

Nach ein flüchtiger Händedruck aus dem Wagenfenster heraus, dann während der Fahrt ängstliche Blicke auf alle Thurmuhren, ein ahemloses Rennen durch den Bahnhof — und ehe es ihm recht zum Bewußtsein kam, hatte Vincent Gerbault den gefährlichsten Abschied von Paris und seinem besten Freunde hinter sich. Schnaubend und pfeifend, trug ihn das Dampfrohr seinem neuen Bestimmungsorte zu.

Die Erinnerung an die eben vernommene Geschichte wirkte indeß noch so mächtig in ihm nach, daß sie seine mehrmüthige Stimmung fast überstürzte und er sie auch dann nicht loswerden konnte, als er, auf den Postern des Eisenbahnwagens ausgestreckt, in Schlummer gesunken war.

Vor den sieghaften Strahlen der Morgen Sonne müssen Traumgesichter weichen. Die geheimnißvolle Patientin des Doktor Lepage und dieser selbst, der Abschiedsschmerz, die Scheu vor der Zukunft, alles, was am Tage vorher Trübsal auf Vincent Gerbault eingeatmet hatte, das schädelte winterliche Wetter mit eingeschlossen, war weit hinter ihm an der Seine zurückgelieben. Eine neue Sonne strahlte

über neue Landschaftsbilder, und die Menge fremder Eindrücke fesselte ihn vollständig. Je weiter der Zug dem Süden zubraute, desto entzückter leuchtete das Auge des Malersohnes auf, und als er dann schließlich an einem sonnigen Novembertage, den man ebenso gut für einen Mittag hätte halten können, in Toulouse anlangte, war sein Herz bereits für die neue Heimath gewonnen. Der röhliche, farbenreiche Backsteinbauwerk mit ihren grauen Dächern, zwischen denen zahllose Kirchtürme gleich spitzen Pfeilen in den tiefblauen Himmel hineinragten, das ganze alterthümliche Bild, das die vom Sonnenglanz überfluthete Hauptstadt des südlichen Frankreichs darbot, bezauberte Vincent Gerbault auf den ersten Blick.

Lebhaftere Naturen haben die Gabe, sich rasch für das Neue zu erwärmen, ohne doch das Alte zu vergessen. Vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft hatte der Hauptmann bereits die Stadt nach allen Richtungen durchstreift und sich im Fluge sowohl an ihren Kunstschätzen wie an dem an Rom erinnernden Städtebild ergötzt, das sich ihm von der Garonnebrücke darbot. Mit mindestens einem Duzend Kriegskanonen waren die früheren Beziehungen wieder angeknüpft, mit zwanzig anderen neue Bekanntschaften gemacht, und auch im Civilstande hatte er bereits das Wohlgefallen seines Wirthes, seiner Zimmernachbarin, einer alten Dame, der er auf der Treppe den Sonnenschirm aufgehoben, eines Priesters, der ihm den Kirchenschatz der alten Basilika zeigte, einer Tabakverkäuferin, einer an einer Strohhütte aufgestellten Aukerhändlerin, sowie der Stammgäste mehrerer Kaffeehäuser erworben, ganz abgesehen von der großen Anzahl hübscher Toulouserinnen, die ihn mit beifälligen Blicken bestritten.

„Hier läßt es sich schon ausbalzen“, sagte er am zweiten Abend voll Befriedigung zu sich selbst. „Es fehlt mir jetzt nur noch eine eigene Wohnung.“

Er hatte von jeher viel Werth auf ein behagliches Dasein gelegt und schätzte seine hübsche, kleine Jungfernwohnung um so höher, als er sonst seine Heimath mehr eigen nannte. Vor mehreren Jahren schon war ihm der Vater gestorben, sonstige Verwandte hatte er nicht, und so umgab er sich wenigstens mit den ihm liebgewordenen Gegenständen, an die sich seine Jugendgedenken knüpften und in denen auch der größte Theil seines väterlichen Erbtheils bestand.

Der Maler Gerbault hatte eigentlich nur für zwei Dinge gelebt: seinen Sohn und Alterthümer. Um Vincent eine glänzende Erziehung zu geben und schöne Alterthümer anzuschaffen, hatte er den Ertrag seiner Arbeit mit wachen Händen ausgegeben, so daß sich nach seinem Tode, der früher kam, als er dachte, kaum vierzigtausend Franken Vermögen vorfanden. Allerdings hinterließ er seinem Sohne außerdem noch eine werthvolle Kunstsammlung.

Wenn Du willst, kannst Du ja die Sachen später verkaufen“, hatte er wenige Tage vor seinem Tode gesagt, aber dieses: „Wenn Du willst“, war von einem Käufer begleitet gewesen, der Vincent im Gedächtniß haften blieb und ihn abhielt, auch nur ein einziges Stück zu veräußern. Auch als nach einer frühlich und sorglos, wenn auch durchaus nicht stürmisch verbrachten Jugendzeit die vierzigtausend Franken wie Schnee an der Sonne zerfließen waren, blieben die Sammlungen unangetastet. Und es schien fast, als ob diese Schätze, die Vincent mit pietätvoller Sorgfalt bewahrt, aus Dankbarkeit dazu beigezogen hätten, ihn vor einem idealen Leben zu behüten; denn beim Betreten der durch die Kunst gebildeten Räume kam stets eine gewisse moralische Verpflichtung über ihn, sich dieser Umgebung würdig zu zeigen.

„Wo werde ich nun aber meinen Kram unterbringen?“ fragte er sich nicht ohne Besorgnis, denn seine Sachen füllten einen ganzen Eisenbahnwagen, der Ende der Woche in Toulouse eintreffen sollte.

So machte sich denn der Offizier ohne Säumen auf die Suche nach einer passenden Wohnung. Eine leichte Aufgabe war dies nicht, denn der sogenannte Kram beanspruchte außer ziemlich viel Raum allerlei besondere Rücksichten. Die Gemäldesammlung mußte gut Licht, und ein großer Fensterhaken im Stile Ludwig's des Vierzehnten erforderte eine ungewöhnlich lange Wand. Mit Bangen dachte Vincent daran, wie schwer es damals in Versailles gehalten hatte, ihn glücklich unterzubringen, umso mehr, als die Summe, die er für Wohnungsmiete ausgeben durfte, sehr mäßig war.

Da kam ihm noch zu guter Letzt der Zufall zu Hilfe. Jemand hatte ihm gesagt, daß man in den alten Stadtheilen noch hin und wieder ähnlich wie in Venedig alte, verlassene Paläste finde, wahre Schatzkammern für Leute, die Sinn für Alterthümer haben. Diese Mittelstellung fiel ihm plötzlich ein, als er bei strömendem Regen durch die alte Traubenstraße wanderte und über einem mit weißer Arbeit verzierten Eingangsthor ein Ausgangsgesicht mit der Inschrift: Wohnung zu vermieten, im Winde hin und her schwanken sah. Er blieb stehen.

Eine hohe Mauer verdeckte das Haus. Wahrscheinlich verbarg sich irgend ein halb verfallenes Gebäude da

hinter, das im Laufe der Jahre durch verständnißlose Bewohner seiner einstigen Schönheit beraubt worden war und dessen malerischer Reiz wohl schon nach Ueberschreiten der Schwelle verschwand.

Ehe sich der Hauptmann hineinwagte, warf er einen prüfenden Blick durch das alte Thor, dessen einen Flügel der Wind halb geöffnet hatte — und trat, auf's freudigste überrascht, ein. Es war, als habe sich plötzlich ein Theatervorhang vor seinen Augen gehoben.

Vor ihm lag ein nicht großes, aus Backsteinen errichtetes Gebäude in vornehm einfachem architektonischem Schmuck, das von der Sonne in diesem Augenblick in einen rothgelben Schimmer getaucht war. Es hatte ein hochliegendes Erdgeschos, zu dem man durch eine kleine Freitreppe gelangte; das erste Stockwerk war mit Medaillons im forentinischen Geschmack des sechzehnten Jahrhunderts verziert, und die Fenster des zweiten waren ebenso wie die des ersten von feineren Einfassungen umrahmt, die von kleinen, ebenfalls reich behauenen, aus dem mächtigen Dache vorspringenden Giebeln gekrönt wurden.

Vints vom Hause lief eine halb gefallene, üppigen Schlingpflanzen und wilden Levkojen zur Beute überlassene Mauer hin, die von den Feigen- und Granatbäumen des nebenanliegenden Gartens überragt wurde. Rechts am Hause und mit demselben verbunden, zog sich ein mit Steinplatten belegter Kreuzgang hin, dessen Gewölbe auf ebel gefornen, feineren Strebepfeilern ruhte und der nach dem Hofe zu durch hohe, lustige Bögen geöffnet war, von feineren Pfeilern getragen, deren reich geschnitzte Capitale allerlei Früchte darstellten.

Trotz des sichtlich besten Besites, diese Jahrhunderte alten Meisterwerke der Kunstfertigkeit Eigentümern sehr wohl herausgefunden, daß der Reiz ihres ehrwürdigen Wohnsitzes nur dann voll zur Geltung kam, wenn die Natur ihm ihren Stempel ewiger Jugend aufdrückte: Kletterrosen rankten sich an den Pfeilern des Kreuzganges empor, und vor den Thorbogen prangten, vom Frost noch verformt, auf dreiten Rabatten leuchtend rotthe Geranien und bunte Gypsanthemen.

Und um diesem reizenden Bilde, diesen Gegenständen von frischen Blumen und altem Gestein gleichsam die Krone aufzusetzen, stand ein junges Mädchen an das den Kreuzgang einlassende Steingeländer gelehnt, das reich, dunkle Haar vom Winde zerzaust, eine zarte, vornehme Gestalt in hellem Kleide, die Vincent wie eine liebliche Erscheinung aus alter Zeit vorkam.

Die Erscheinung verschwand indeß nicht bei seinem Näherkommen, im Gegenteil schien das junge Mädchen ihn zu beobachten und zu erwarten. Und da Vincent sonst niemand entdeckte, der ihm hätte Auskunft geben können, so wagte er es, bis zu dem Geländer vorzugehen, wo er, das Köppi in der Hand, in ehrerbietiger Tone fragte: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, ist hier nicht eine Wohnung zu vermieten?“ Zugleich musterte er sie mit einem kurzen, prüfenden Blicke.

Ebenso wie das Haus, hielt auch sie, was sie aus der Entfernung versprochen hatte. Sie war von wahrhaft idealer Schönheit. Ja, ideal, diese Beschreibung paßte wohl am besten für sie, denn das einzige, was man vielleicht an ihrer Schönheit hätte aussetzen können, war eine übergroße Partbeit, die ihrer Erscheinung etwas unendlich Feines verlieh. Die Haut des rösigen angehauchten, wunderbar regelmäßigen Gesichtes erschien so durchsichtig, daß man hätte glauben können, dieses Wesen sei aus anderem, edlerem Stoffe geformt als die übrigen Menschen, und es bedürfe nur eines leichten Stoßes oder unanfassen Hauches, um es zu zerlegen.

Unwillkürlich fielen Vincent die Arien in seinem Besitze befindlichen Miniaturbildchen ein. Hatte er diese zarte, liebreizende Mädchengestalt denn nicht schon irgendwo gesehen oder wenigstens jemand, der ihr ähnlich sah? Doch ja, richtig, in jedem Medaillon, das Bildniß der Prinzessin Lamballe! Das hatte auch ihr Bild sein können.

Das junge Mädchen, das natürlich keine Ahnung von seiner Unkenntlichkeit mit der vornehmen, unglücklichen Dame hatte, antwortete mit einem freundlichen Lächeln auf den fast gar zu rothen Lippen einfach: „D ja, gewiß, wir haben eine Wohnung zu vermieten. Kommen Sie nur, bitte, mit mir.“

Sie ging innerhalb des Geländers hin, während Vincent ihr außerhalb folgte und sie dann auf der kleinen Freitreppe, die in's Hauptgebäude führte, einholte.

„Bitte, treten Sie ein.“

Wenn folgte er der Aufforderung, denn Haus und Führerin gefielen ihm ungemeyn. Aus der ganzen Umgebung wehte ihm ein Hauch von Sauberkeit, Ordnung, Ehrenhaftigkeit und Frieden entgegen, der ihm wohlthuend berührte. Und auch dieses junge Mädchen bewachte sich neben der südländischen Herzlichkeit ihres Wesens eine Würde, die ihren Eindruck auf einen gebildeten Mann niemals verfehlt.

Als er an der Freitreppe mit ihr zusammengetroffen war, hatte er einen zweiten forschenden Blick in ihre Augen geworfen. Seltam, seit einigen Tagen pflegte er allen Frauen zuerst in die Augen zu schauen, sei es nun,

daß die der Toulouserinnen ihm besonders beachtenswerth erschienen, sei es, daß die Erinnerung an die Beschreibung der räthselhaften Augen mit den goldenen Blumen noch in ihm nachwirkte.

Sie waren nun aber auch mädchenhaft schön, diese großen strahlenden, blaugrünen, von dunklen Wimpern umrahmten Augen mit ihrem ungewöhnlich wechselfollen, manchmal fast schwermüthigen Ausdruck. Sie glitten mit einer Lebhaftigkeit und einem Feuer über ihre Umgebung hin, als wollten sie während der vielleicht kurzen Zeit, die ihnen zum Schauen vergönnt war, möglichst viel in sich aufnehmen.

Sollte sie am Ende krank sein? Wie schade! dachte der Hauptmann, als sich das junge Mädchen entfernte, um ihre Angehörigen zu rufen.

Inzwischen betrachtete er das Zimmer, wohin sie ihn geführt hatte: einen kleinen, gefädelten Salon, den ein großes, nach Süden gehendes Fenster erhellte. Und wieder empfand er das hohe Wohlgefallen, das schon beim ersten Anblick des Hauses über ihn gekommen war. Auch hier waren Antikes und Modernes auf's glücklichste vereinigt. Keine einzige schadhafte Stelle zeigte sich weder an den kunstvollen Schnitzereien des Gesäßes, noch an dem feinhauenen feineren Fenstergelände, noch an der hohen hölzernen Kaminbekleidung. Spiegel und Möbel aus der Zeit Ludwig's des Fünftehnten und Sechzehnten, sowie aus der des ersten Kaiserreiches, schlossen sich in überlicher Eintracht den übrigen Alterthümern an. Alles war wohl erhalten, nicht ein Nagel fehlte, und nicht der kleinste Riß zeigte sich an den prächtigen Stuckereien der Stimmöbel.

„Wie gut es meinem Vater hier gefallen hätte!“

Ein weicher Teppich in zarten Farben, wohlbelagerte Vorhänge und ein Ueberflus an Blumen vertraten den modernen Geschmack. Das Clavier war geöffnet, auf einem Tischchen lag ein rosenfarbiges Strickzeug mit langen Nadeln, daneben ein aufgeschlagenes Buch. Obgleich man merkte, daß der Raum zum täglichen Aufenthalt benutzt wurde, herrschte doch die tadelloste Ordnung.

„Man könnte fast glauben, das Haus sei nur von Frauen bewohnt!“

Während Vincent diese Bemerkung machte, öffnete sich die Thüre und seine Vermuthung schien sich zu verwirklichen: das hübsche junge Mädchen, das ihn heringeführt hatte, kam nämlich mit zwei anderen Damen zurück, vermuthlich ihrer Mutter und Schwester.

Nach kurzer Vorstellung und einigen förmlichen Verbeugungen legte man sich und betrachtete sich gegenseitig ein wenig prüfend.

(Fortsetzung folgt.)

Das Nationalitätenproblem in Oesterreich.

Die Verfassung Oesterreichs in ihrer heutigen Form ist nicht aufrecht zu erhalten; das haben die letzten Jahre mit Deutlichkeit gezeigt. Der Parlamentarismus ist in Zisleithanien ab absurdum geführt worden, nicht weil etwas an ihm selber falsch wäre, sondern weil man ihn unter falschen Voraussetzungen arbeiten lassen will. Man hat verschiedene Nationen, die sich gegenseitig nicht das Leben gönnen, zu einer Reichsversammlung einberufen und verlangt, daß diese Leute friedlich und förderlich zusammenwirken. Um jede neue Schule in Böhmen und Mähren entzündet ein bitterer, vergiftender Haß zwischen Deutschen und Tschechen, aber die Abgeordneten beider Völker sollen zu Wien im Reichsrathe und im Prager Landtage nicht stillsitzen lassen. Die gegenwärtige österreichische Verfassung ist schlecht, weil sie gegen die menschliche Natur ist. Damit ist aber noch keineswegs gesagt, daß Oesterreich selbst ein unheilvolles, zum Sterben verdammtes Staatswesen sei; im Gegenteil, die härtesten historischen und politischen Gründe sprechen für die Möglichkeit, in Nothwendigkeit seiner Erhaltung, die ist also Besserung zu schaffen? Eine Beantwortung der Frage bedarf der Wiener Schriftsteller Rich. Charvath in der Brochure „Der oesterreichische nationale Bundesstaat Oesterreich“ (Frankfurt a. M., Neuer Frankfurt Verlag). Die Vorschläge von Charvath lassen sich in die Worte zusammenfassen: Zerstückelung der „historischen Länderindividualitäten“ wie Böhmen, Tirol, Galizien, und dafür Errichtung autonomer nationaler Provinzen. Die Sachen der Reichsgemeinschaft, das Heer, Finanz- und Verkehrswesen, die Sozial- und Gewerkschaften verbleiben der Centralregierung und dem Reichsrathe, die übrigen Angelegenheiten, vielleicht sogar die Gestaltung des Rechts, den Landtagen. Sowohl für das Central- wie die Einzelparlamente sind weit demokratischere Wahlgesetze als bisher zu erlassen. Das sind sehr verständliche Vorschläge und ihre Durchführung würde vermuthlich, gegenstandslos wirken. Nur läßt sich Herr Charvath in Unklarheit, wie er bis dahin kommen will. Verfassungsmäßig schwerlich. Der Wiener Reichsrath, der schon lange nicht mehr arbeitssähig ist, wird ein grundrührendes Gesetz nicht beschließen können, dessen Todfeinde, ganz abgesehen von den Feudalen und Aristokraten, mächtige nationale Gruppen sein würden. Böhmen z. B. will Herr Charvath in eine deutsche und eine tschechische Hälfte ein für allemal zerlegen. Das lassen die Tschechen, die gerade mit ihrem „böhmischen

„Staatsrecht“ Geschäfte machen wollen, nicht zu. Galizien soll in eine polnische und eine ruthenische Hälfte zerfallen. Was wird dazu der getreue Bolksklub sagen, der die Stütze jeder österreichischen Regierung ist und dafür in Galizien unumschränkt regieren darf? Bleibt also nur die Oekroierung der demokratisch-nationalen Bundesverfassung. Aber macht man Staatsrechte im Namen der Freiheit, und noch dazu in Oesterreich? Das kommt uns nicht gerade wahrscheinlich vor. — Mit den Verhältnissen der anderen Reichshälfte beschäftigt sich eine Brochure von Alexander Petrovitch „Die magyarischen Sonderbestrebungen im Reiche der Habsburger“ (Berlin, Hermann Walther). Herr Petrovitch, ein ungarländischer Serbe, war unter dem letzten Oboenowitch Chef des ferösischen Preßdepartements. Erber immer der von den Magyaren überbrückten Nationalität angehörig, schildert er die Anstrengungen, die das Magyarenthum gemacht hat, um ein nach außen mächtiges Ungarn ohne Oesterreich zu schaffen, und es ihnen zu magyarisieren. Die erste Tendenz, die darauf hinauslief, die angrenzenden Südslawen unter magyarischer Führung zusammenzufassen, ist gescheitert. Das ist in der Thatlage zum Ausdruck gekommen, daß einer der fähigsten Vertreter dieser Idee, Kallay, sie verlassen und sich in Bosnien zum Volkstredner der Wiener Reichspolitik gemacht hat. Die Herrschaft der Magyaren in Ungarn selbst aber beruht auf dem Parlament. Selbst aber verlag dieses auf den magyarischen Gedanken gewählte Abgeordnetenhaus, in dem die anderen Völker Ungarns nicht zu Worte kommen, heute völlig. Die übertriebene Nationalpolitik hat sich, wie Herr Petrovitch meint, selbst geschlagen und dem Absolutismus die Wege geebnet. Für gänzlich unbegründet können wir die letztere Befürchtung leider nicht halten. (Frf. Ztg.)

Thier-Versicherung.

Lebensversicherung der Thiere gehört bei Wloßb, der großen Versicherungsbörse in London, mit zum gewöhnlichen Geschäftsbetriebe, besonders wenn es sich um werthvolle und seltene Exemplare handelt. Es ist allerdings ein speculatives Geschäft, bei dem, ähnlich wie bei Versicherung gegen Kriegesgefahr, das Waagniß mitunter groß und die Prämie entsprechend hoch ist. Der gelehrige Schimpanse Konful, der vor Kurzem in Berlin als einer der bekanntesten und angeheftesten Affen der Welt sein junges Leben an Bronchitis eingebüßt hat, soll für 20,000 Pfd. St. versichert gewesen sein. Die Prämie betrug in diesem Falle 10 Guineen vom Hundert und war nur ein Jahr lang gezahlt worden, so daß die bei der Versicherung beteiligten Firmen stark in Verlust gerieten. Ueberhaupt scheinen die selteneren Exemplare des Thierreichs, trotz größter Sorgfalt der Besitzer, bei dem Züersterleben, das die Menschen und Thiere der großen Schaustellungen führen, selten ein langes Leben zu erreichen. Die Erinnerung an manche der bekanntesten, wie an den Riesenelefanten Jingo, an das bogenbe Ränguru und viele andere, ist für die Versicherer nicht minder schmerzlich und losbar, als die an den armen Konful.

Bei Rennpferden bewegt sich die Versicherung in ganz geordneten Bahnen. Die Erbsenversicherung ist ein im Allgemeinen bei sehr Aristokraten des Pferdegeschlechtes viel regelmäßiger als bei ihren Besitzern. Sie werden ebenso sorgfältig und oft viel rationeller gepflegt als vom Schicksal bedrängte Menschenkinder, und manche bringen es dabei auf ein verhältnismäßig hohes Alter und tragen den Unternehmern der Versicherungen schöne Summen an Prämien ein. Der berühmte Hengst St. Simon ist heute ein sehr altes Thier, und seit langen Jahren wird regelmäßig die hohe Prämie für die Versicherungssumme von 20,000 Pfd. St. bezahlt. Hingung 20, ein anderer berühmter Hengst, ist gar, alles in allem, für 30,000 Pfd. St. versichert.

Nur gegen junge Bullboagen vornehmer Abstammung ist die Versicherungswelt stark eingenommen. So wenigstens erzählt Jemand, der sich unter den Fachleuten unterrichtet hat, in der Daily Mail. Zu einer Zeit wurden junge Hunde dieser Gattung nicht selten mit einer Prämie von 10 Guineen vom Hundert versichert. Das Geschäft erwies sich indeß als verlustreich, denn die versicherten jungen Rötter gingen fast regelmäßig ein. Das Versicherungsgeschäft suchte sich zu beden, indem es die Prämie verminderte, aber immer noch haben die Versicherer vor der Zeit und die Versicherer kamen zu Schaden. So ist es denn erklärlich, daß seit einigen Jahren mit jungen Hunden kein Versicherungsgeschäft zu machen ist. Sonst freilich wird fast alles unternommen. In diesen Tagen erst ließ nach dem Gewährsmann der Daily Mail, Jemand 7 Guineen vom Hundert auf eine Bolke gezahlt haben, die ihn gegen Zwillinge versicherte.

Japan scheint die freundschaftlichen

Gefühle der abendländischen Völker zunächst einmal dadurch erwidern zu wollen, daß es dieselben anzupumpen versucht.

Der Nachwinter will offenbar keifer, daß er sich ebenso auf Winter nennen kann wie der Winter.